

hat spielen lassen, weil er nicht wie ein Hund unter den Tisch gekrochen ist."

"Du hast leicht reden, Doktorle . . . wenn man uns zu Hunden gemacht hat."

Ich will ihm entgegnen, daß sogar ein Hund sich von der Kette losreißen kann; aber das ist hier eine leere Phrase. Ich schweige. Ich liege noch wach, als der Morgenwind durch unsere Luke weht. Ich bin mir nicht klar über Jules. Ich bin mir nicht klar, ob man einen Menschen überhaupt beeinflussen kann, ob ein Mensch wie Jules die vielhunderjährige Kruste des Gettos, dieses Hundelebens der Ermiedrigung, Verdunklung und Versklavung, in einem einzigen kurzen Leben sprengen kann.

*

Die Tage rinnen dahin.

Die Sommerwinde hüllen das Lager oft in eine einzige grauschwarze, undurchdringliche Wolke von Schlackenstaub. Auf Schlacke ist unser Lager erbaut. Der feine schwärzliche Staub bedeckt unsere schweißige Haut, er dringt durch alle Ritzen der Baracke bis in unsere Koffer, er erfüllt unsere Lungen. Wir alle leiden an Krampf husten.

Jules wagt nicht zu husten, weil ihm alles weh tut. Er bindet sich seinen und meinen ledernen Leibriemen um die Brust, um zu heftige Erschütterungen zu vermeiden. Einmal steht er nachts auf und wäscht draußen seine Taschentücher. Morgens sehe ich, daß die Blutflecken darin nicht verschwunden sind. Doch was ist zu tun? Die Ärzte sagen zu ihm: „Hier

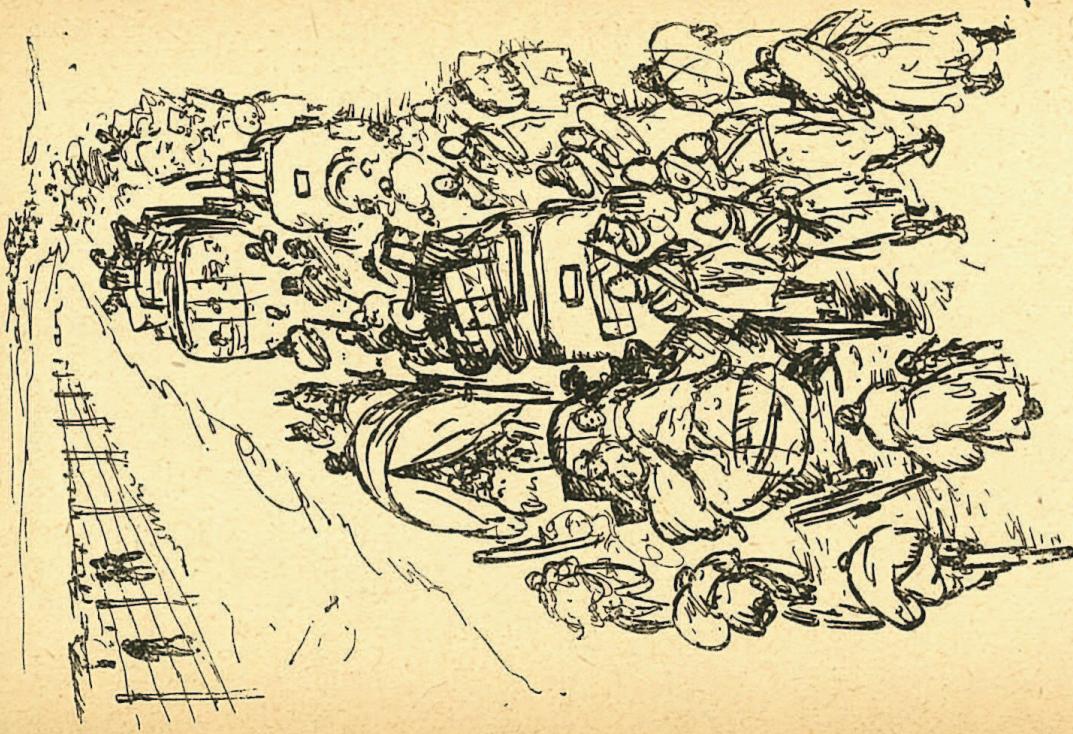
ist kein Sanatorium! Unsre Soldaten in der Maginotlinie liegen auch nicht in Federbetten!“

*

Der deutsche Vormarsch hat begonnen. Die Wachmannschaften sind jetzt öfter betrunken. Elf Mannschäften schinengewehre werden um das Lager aufgebaut. Die Offiziere machen nachts, im Stahlhelm, mit großen Blendlaternen die Ronde durch das Lager und die Baracken, gefolgt von einem Detachement schwerbewaffneter Garde mobile.

Täglich fahren und marschieren Truppentransporte an unserem Lager vorbei. Die Grenztruppen werden eiligst von der spanischen Grenze nach dem Osten in den Kampf geworfen. Umgekehrt rollen Tag und Nacht Verwundetenzüge nach der äußersten Westgrenze der Pyrenäen. Die ersten holländischen und belgischen Flüchtlingskolonnen fluteten über die Chaussee Toulouse — Pamiers. Es kommen die roten Brüsseler Stadttautobusse; noch auf den Wagedächern hocken die Menschen; und weiter folgen endlose Ketten von Privatwagen, bis oben beladen mit Hausgerät, Bettzeug, Frauen und Kindern, dazwischen zu Zehntausenden die flüchtenden Radfahrer aus Holland, Belgien, Nordfrankreich; schließlich die Reste der belgischen Armee. Alles das überschwemmt wie ein reißender Menschenstrom die große Straße vor unserem Lager.

Ein Stück Weltgeschichte rollt an uns vorüber. Dann kommen die letzten Briefe aus Paris. Auch Jules erhält einen Brief von seiner Frau: sie verlässe mit den andern die Stadt. Wohin, wisse sie nicht.



Von Philipp sei sie ohne jede Nachricht. Maria nehme sie mit sich. Und da liegt noch ein letztes Photo des Töchterchens im Brief, jetzt schon nicht mehr als Elsässerin verkleidet, sondern ein Arbeitermädchen in einem einfachen Schürzenkleid, ernst geradeaus schauend. Jules zeigt es mir und dreht dann das Bildchen herum. Da steht auf der Rückseite: „Meinem lieben Papa vor der Abreise! Maria.“ Jules spricht diese Worte leis nach und dreht sich zur Wand.

Dennoch: er muß dieses Bild allen zeigen. Unter uns liegt Hermann, ein Bergmann von der Saar, den er nicht leiden kann, weil er ihn stets hänselt und über ihn lacht. Hermann — „das trefene Gelächter“, wie Jules ihn nennt — ist gerade oben bei uns; er sieht das Bild.

„Ein schönes Kind, ein wunderschönes Kind!“ lobt Jules.

„Ja“, sagt Hermann, „wo hast du dir das Kind bloß gekauft, Jules? Das ist sicher nicht deine Arbeit!“

Ich trete schnell zwischen Hermann und Jules, weil ich im Jules' Augen wieder das gefährliche Flämmchen tanzen sehe; ich packe ihn an den Armen; aber er sagt: „Laß mich, Doktorle, ich muß dem Gelächter da eine Geschichte erzählen.“ Er setzt sich auf seinen Strohsack und fordert uns mit einer Geste zum Sitzen auf. „Es waren da in Paris drei kleine Buben“, beginnt er, „jeder von ihnen hatte in der Nacht ein Schwesternchen bekommen. Nun, wie Jungens so sind, sie renommieren. Der erste

sagt: „Mein Vater hat unser Schwesternchen im großen Magazin Lafayette gekauft!“ — Der zweite sagt: „Pah, Lafayette! Mein Vater hat unser Schwesternchen im erstklassigen Magazin Louvre gekauft!“ — Der dritte der Jungens schweigt. Da fragen ihn die beiden andern: „Wo hat denn dein Vater dein Schwesternchen gekauft?“ — „Mein Vater hat kein Geld, es zu kaufen“, erwidert der dritte Junge, der sehr arm war; „mein Vater hat es selbst gemacht!“ Hermann ist ganz gerührt. Er gibt Jules die Hand und meint: „Donnerwetter, Jules, das hätt' ich dir gar nicht zugetraut; tout mon respect!“

*

Die Junitage kommen. Es wird täglich heißer und staubiger.

Die Offiziere und die Gardisten werden von Tag zu Tag nervöser. Der Flüchtlingsstrom, der an unserem Lager vorüberzieht und sogar bei uns Obdach fordert, wächst von Tag zu Tag. Tag und Nacht wälzt sich die endlose Menschenchlange auf der breiten Chaussee den Pyrenäen zu. Die Flüchtlinge erzählen von dem stürmischen Vormarsch der deutschen Panzerdivisionen. Die Deutschen seien schon über Paris hinaus, sie stünden vor Orléans, sie hätten die Loire überschritten, ihre motorisierte Vorhut sei bis St. Etienne vorgestoßen. Und eines Mittags rennt jemand in unsere Baracke: draußen am Stacheldraht stehe eine Frau mit einem Fahrrad und einem kleinen Jungen; sie habe nach Ralph verlangt.

Ralph, unsere ganze Baracke stürzt hinaus. Es ist Ralphs Frau mit seinem sechsjährigen Buben. Sie ruft ihm übers Drahtverhau zu, die Deutschen seien in Paris, sie sei die sechshundert Kilometer in zehn Tagen auf dem Fahrrad hierhergefahren, mit dem Buben vorn auf der Lenkstange. Sie habe versucht, den Kommandanten zu sprechen; aber man ließe sie nicht vor. Ralph solle es versuchen.

Der sechsjährige Junge ruft laut: „Vater, komm doch raus zu uns! Hast du auch ein Fahrrad? Komm doch raus!“

Die Mutter hält dem Jungen den Mund zu.

Ralph rennt zum Sergeantchef. Wir gehen alle mit. Der Chef brüllt: „Ihr demonstriert?! — Der Teufel hole euch Deutsche! Wenn es so weit ist, werden unsre Mitrailleuse euch etwas erzählen!“ Auch unser Quartierleutnant lehnt es ab, Ralph zum Kommandanten zu führen oder sein Gesuch weiterzugeben.

Wir stellen nun selbst am Drahtverhau unsere Posten auf. Sowie Ralphs Frau auf der Chaussee erscheint, wird Ralph alarmiert. Man ruft und winkt sich zu. Am nächsten Tag steht eine Gardemobil-Wache auf der Straße und vertreibt die Frau. Aber immer mehr Frauen kommen, die ihre Männer im Lager wissen. Sie rufen, sie winken, sie werfen um Steine gewickelte Briefe hinüber, sie mobilisieren die französischen Frauen des Flüchtlingsstroms. Die Posten auf der Chaussee müssen zurückgezogen werden. Aber wir stehen jede freie Minute am Stacheldraht.

Auch Jules.

Er wartet angespannt auf seine Frau, auf sein Töchterchen Maria. Es herrscht eine entsetzliche Hitze. Die Chaussee und das Lager sind ständig in Staub gehüllt. Jules hat sich seinen Hocker mitgebracht, er sitzt da, schaut auf die von Menschen wimmelnde Chaussee, wartet, hustet, wartet.

Oft sagte ich zu ihm: „Der Staub ist Gift für dich, Jules!“

„Und wenn die Frau vorbeikommt und Maria?“ erwidert er. „Und wenn vielleicht Philipp vorbeimarschiert mit seinem Pferd?“

„Du siehst doch, was sie mit Ralph gemacht haben!“

„Mit Jules werden sie das nicht machen!“ knurrt er böse, und in seinen dunkelblauen Augen tanzt das Flämmchen, das ich kenne.

*

Eines Abends stehe ich wieder mit Jules draußen am Drahtverhau. Wieder sind Frauen mit Kindern da, die sehnstüchtig zu ihren Männern winken und rufen. Es hat sich eine Art der Briefbeförderung herausgebildet: man steckt den Kindern Briefe in die Röckchen und läßt sie durch den Stacheldraht zu den Vätern kriechen. Wenn es gelingt, können die Väter sogar ihre Kinder umarmen und küssen. Zudem ist es immer ein kleines sportliches Ereignis, wenn dieses Hindernisrennen einem der menschlichen Frösche glückt. Der Quartierleutnant schreitet sofort mit einem neuen Verbot ein.

Natürlich nützt es nichts.

An diesem Abend nun kriecht so ein etwa fünfjähriger kecker, rothaariger Pudelkopf durch das Drahtverhau. Die Mutter hat ihn vorsichtshalber an einem langen Strick angeseilt, um ihn zurückziehen zu können. Der Junge schlüpft durch das hohe Gras unter dem Stacheldraht hindurch. Wieder haben sich viele von uns angesammelt, um das Ereignis zu bestaunen. Der Junge ist schon fast auf unserer Seite, sein Vater streckt ihm die Hand entgegen, da tönt die Trillerpfeife des Leutnants, ein älterer Sergeant stürzt mit einem Posten herbei, er stößt den Vater zurück, er reißt dem Posten das Gewehr aus der Hand und schlägt mit dem Kolben nach dem Kind, vielleicht nur, um es zu erschrecken und zu vertreiben. Eine ungeheure Erregung bricht los. Der Leutnant des Quartiers pfeift wieder, zwei weitere Posten eilen hinzu, der Sergeant chargiert und will das Gewehr heben. In diesem Moment springt etwas mit einem Panthersprung gegen ihn, das Gewehr biegt sich nach unten, ein Schuß knallt in den Boden. Die Kolbenbiebe der hinzuspringenden Gardisten klatschen auf Jules' Rücken und Schultern.

Er liegt am Boden.

Der Leutnant springt vor, die Trillerpfeife im Mund. Die Alarmkompanie mit zwei Mitrailleusen kommt gerannt. Die Wache drängt uns mit Kolben und Gewehrläufen zurück. Ich sehe nur noch einen großen Blutfleck im schwarzen Schlackenstaub.

Abends heißt es, Jules sei ins Cachot gebracht.

*

Am Morgen kommt ein Sanitätsgehilfe des Hospitals, ein ehemaliger Legionär, um Jules' Sachen bei uns zu holen. Jules habe einen schweren Blutsturz gehabt, seine Lunge müsse beschädigt sein. Er verlange nach mir. Natürlich wird mir der Besuch verweigert. Dennoch halten wir Verbindung. Ich erfahre, daß Jules in der „Baraque Pasteur“ bei den Tuberkulösen liegt, daß er drei Tage Blut spuckte, daß man ihm etwas Eis zu schlucken gab, aber sonst nichts getan hatte. Ich erbitte von Jules durch einen unserer ambulanten Kranken die Adresse seines Sohnes. Man läßt mir sagen, ich solle mich in zwei Tagen zur Zahnbehandlung melden.

Wie ich vor der Zahnarztbaracke stehe, tritt der Sanitätsgehilfe, der Legionär, auf mich zu; er über gibt mir nur einen kleinen Zettel, darauf steht „Doktorlie“. Das ist sein Ausweis von Jules, der mich grüßt. Auf die Rückseite hat er die alte Adresse seines Sohnes Philipp gekritzelt. Der Sanitätsgehilfe — nennen wir ihn Pierre — hat das fahl gelbe, ausgemergelte Gesicht der von Tropenfieber und Alkohol zerstörten Legionäre. Er hockt sich mit mir seitwärts an die Mauer. Die Adresse von Philipp sei natürlich längst überholt, man habe Philipp und sein tunesisches Bataillon mit einem französischen Expeditionskorps schon im Winter aus Afrika nach Narvik, oben an dem norwegischen Polarkreis, verschifft. Philipp sei kurz vor dem eiligen Rücktransport am Fjord von Narvik neben seiner, Pierres, eigenen Kompanie in einem Rückzugsgefecht gefallen. Er, Pierre, habe bisher keine Lust verspürt,

es dem kranken Jules mitzuteilen. Vielleicht würde ich es machen, da Jules mich seinen besten Freund nenne.

Die Sonne brüllt vor uns auf den Schlackenstaub des kleinen Hospitalhofes. Vor den einzelnen Krankenbaracken patrouillieren die Posten der Garde mobile.

„Wie geht es Jules?“ frage ich.

Pierre zuckt die Achseln: „Das Fieber kommt schon morgens, er hat immer Durst, bluten tut er weniger, nur schlafen kann er nicht.“

„Kann man nicht hinein?“

„Du nicht, und zu ihm jetzt nicht.“

Ich gebe Pierre Geld für Wein und Eis, auch einige Francs für Zigaretten für ihn selbst. Pierre sagt: „Wenn du genug Geld hast, ist's gut. Sonst Zigaretten schnorr' ich mir schon selbst; für den Jules sorg' ich auch so.“

„Gib dem Jules täglich ein paar Zigaretten! Sag ihm aber nicht, daß sie von mir sind, weil ich ihm das Rauchen verboten habe.“

„Du hast recht“, meint Pierre, „jetzt muß man ihm alles geben, solange man noch kann.“

Dann zeigt Pierre, wie man „zufällig“ zu dem Chef arzt vorzudringen vermag. Ich stelle mich diesem Herrn mit seinem blauen Burgunderkopf als Arzt vor und spreche von Jules. Sein Assistenzarzt schaut mich an, flüstert seinem Chef etwas zu; den über läuft eine apoplektische Bläue, er schreit, indem er dir, du Schurke! Wir kennen dich!“

Dennoch, jeden zweiten Tag erhalte ich durch Pierre Nachricht von Jules. Mehr noch. Jules schickt mir jedesmal eine Flasche Wein, die er im Hospital für mich „organisiert“ hat. Er besorgt uns aus der Hospitalküche Schmalz, Büchsenmilch, Öl und Reis. So kehren die von den Hospitalgangstern uns gestohlenen Vorräte langsam wieder zu uns zurück.

Jules stellt jetzt seine in Jahrzehnten erworbene Technik in den Dienst einer guten Sache. Er befördert für uns Briefe aller Art nach draußen. Wir können feststellen, daß sie auf dem schnellsten Wege ankommen, dreimal schneller, als wenn sie über die Lagerpost gehen, wo die Hälfte unserer Briefe im Rachen der Zensur für immer verschwindet.

Pierre sagt mir oft, Jules würde so gern einmal wieder sich richtig mit mir unterhalten; ob es sich denn gar nicht machen ließe? Aber gerade damals, nach dem Waffenstillstand, hielt der Kommandant unsere Gruppe unter besonderem Druck.

Wir hatten unsere eigenen ernsten Sorgen.

*

An einem Herbstabend — die Tagesposten waren schon durch die Nachtposten im Stahlhelm abgelöst — werde ich ans Tor gerufen. Dort steht Pierre. Er hat sich irgendwie einen Passierschein für mich verschafft: Jules liege im Sterben, er habe über 40 Grad Fieber, er verliere ständig das Bewußtsein, er verlange dringend nach mir. Pierre, der alte Legionär und Sanitäter, fuchtelt mit dem Passierschein dem Wachtposten vor der Nase herum: der diensttuende Arzt befehle es, es sei eine dringende Sache!

Der Posten läßt mich durch. Ich gehe mit Pierre durch die schon dunkle Platanallee zum Hospital, über den noch tageswarmen, staubigen Hof zur „Baracke Pasteur“. Die Insassen grüßen mich wie einen alten Bekannten.

„Er geht zu Jules“, sagt einer.

Pierre durchquert mit mir die ganze Baracke. Er öffnet eine Hintertür. Dort ist ein kleiner Verschlag, etwa vier Meter lang und breit. Darin steht ein Bett. Ein Mensch liegt darauf, er hat einen Gazeschleier gegen die Fliegen über dem Gesicht. Pierre nimmt den Schleier weg.

Der Mensch ist Jules.

„Jules, was machst du bloß für Geschichten? — sage ich in einem möglichst leichten Ton.

Er schaut mich an. Seine dunkelblauen Augen scheinen einen Moment furchtbar ernst und fremd; sie zeichnen sich scharf ab mit ihrer Bläue in dem blutroten, fiebrigen Gesicht. Dann aber nimmt er den Eisbeutel von der Stirn und lächelt mich an wie früher: „Ich wußte, du kommst zu deinem Jules, Doktor!“, spricht er und streichelt meine Hand.

„Gib mir was zu trinken.“

Pierre will ihm Wasser mit Eisstückchen reichen. Ich nehme es, stütze Jules' Kopf gegen meine Brust und lasse ihn trinken.

„Du verstehst mich, Doktor!“, meint er und leert das Glas mit einem Zug. „Langsam niederlassen!“ bittet er. „Weißt du, hinten in meinem Kopf, da ist alles wie Feuer, als wenn man mich mit 'nem glühenden Schraubstock gepackt hat und

Der Posten läßt mich durch.

Ich gehe mit Pierre durch die schon dunkle Platanallee zum Hospital, über den noch tageswarmen, staubigen Hof zur „Baracke Pasteur“. Die Insassen grüßen mich wie einen alten Bekannten.

„Er geht zu Jules“, sagt einer.

Pierre durchquert mit mir die ganze Baracke. Er öffnet eine Hintertür. Dort ist ein kleiner Verschlag, etwa vier Meter lang und breit. Darin steht ein Bett. Ein Mensch liegt darauf, er hat einen Gazeschleier gegen die Fliegen über dem Gesicht. Pierre nimmt den Schleier weg.

Der Mensch ist Jules.

„Jules, was machst du bloß für Geschichten? — sage ich in einem möglichst leichten Ton.

Er schaut mich an. Seine dunkelblauen Augen scheinen einen Moment furchtbar ernst und fremd; sie zeichnen sich scharf ab mit ihrer Bläue in dem blutroten, fiebrigen Gesicht. Dann aber nimmt er den Eisbeutel von der Stirn und lächelt mich an wie früher: „Ich wußte, du kommst zu deinem Jules, Doktor!“, spricht er und streichelt meine Hand.

„Gib mir was zu trinken.“

Pierre will ihm Wasser mit Eisstückchen reichen. Ich nehme es, stütze Jules' Kopf gegen meine Brust und lasse ihn trinken.

„Du verstehst mich, Doktor!“, meint er und leert das Glas mit einem Zug. „Langsam niederlassen!“ bittet er. „Weißt du, hinten in meinem Kopf, da ist alles wie Feuer, als wenn man mich mit 'nem glühenden Schraubstock gepackt hat und

zuschraubt, immer fester, dahinten im Genick . . . der Kopf zerplatzt mir vor feuriger Luft."

Ich sehe die in Zacken bis 40,8 hochspringende Fieberkurve: die Nackenschmerzen, die alte Tuberkulose, welche nach den Kolbenhieben und dem Blutsturz aufgeflammt war und bis ins Gehirn ihre flagranten Keime gesandt hatte . . . eine akute, tuberkulöse Meningitis. Und was hatten die Lagerärzte dagegen getan? Eine Lumbalpunktion, um das Gehirn zu entlasten? Nichts hatten sie getan, gar nichts! Nicht einmal Digitalis zur Herzregulierung hatten sie verordnet; erst seit heute, da es zu spät ist, geben sie etwas Morphinum und die Eisblase auf den Kopf.

"Mich packt eine Wut. Ich wende mich zu Pierre: „Ich muß den Arzt sprechen! Sofort!"

Jules hält mich am Armel: „Laß das, Doktorle! Nachher wird mir wieder übel . . . jetzt bist du hier, endlich, jetzt sollst du nur mit mir sprechen, bloß mit deinem Jules . . . laß den Arzt, wir zwei verstecken uns doch!" Und wieder lächelt er. Er weiß genau, wie es um ihn steht. Nein, er hat keine Furcht vor dem Tod, dessen Hand ihn unentrimmbar schon im Genick festhält. „Also, wie geht's in unserer Baracke?" fragt er.

Ich muß ihm von jedem einzelnen von uns erzählen, wie die deutsche Kommission da war, wie die Jungens sich dort benommen haben, wie die Schikanen und der Terror der Gardisten zunahm, wie im August die Revolte entstand, als einer der Rohlinge uns einen Stein ins Essen warf, wie wir

die Posten aus dem Quartier drängten, wie wir unsere ersten Delegierten wählten und unsere ersten offenen Versammlungen abhielten, wie schließlich der Kommandant unsere Forderungen bewilligen mußte, und wie wir als letztes die Besuchserlaubnis für die Frauen und Kinder der Gefangenen durchsetzen.

"Schade, daß dein Jules nicht mit dabei war, Doktorle!"

"Na, ein bißchen hast du uns ja auch dabei geholfen, damals, wenn's auch ein Wahnsinn von dir war."

"Du meinst, ich hab' wirklich dabei geholfen, daß ihr heute Besuche haben könnt?" Er preßt freudig meine Hand zwischen seinen zwei glühenden Händen. Dann sagt er plötzlich traurig: „Siehst du, Doktorle, die anderen bekommen Besuche, ich nicht."

Ich will ihn ablenken: „Na, Jules, jetzt komme ich schon extra zu dir, spät abends, noch in der Nacht, und du sagst, du bekommst keinen Besuch!"

Er sieht mich merkwürdig an, so wie früher: weshalb redest du nicht ernst mit mir? Weshalb beschwindelst du mich wieder? Dann aber streichelt er meine Hand und spricht: „Du bist mein Freund, Doktorle, mein allerbester Freund; siehst du die Decke hier, die hast du deinem Jules im Oktober im letzten Jahr gegeben, ein Mensch gibt dem Lungengesunden, spuckenden Jules seine eigene Decke — das hat mir einen Stoß gegeben, die Decke bleibt

mir bis zur letzten Minute . . . ja, du bist mein aller-bester Freund . . ."

"Ich wische ihm den Schweiß von der Stirn und fordere ihn auf, ruhig zu liegen und nicht mehr zu reden.

"Aber was ist mit Maria, meinem Töchterchen? Was ist mit meiner Frau?" fährt er fort. "Was ist mit meinem Sohn, dem Philipp?" Er schaut mich mit seinen fieberstrahlenden Augen an.
Mir ist nicht wohl. Es ist so unheimlich still. Nur eine dicke, schwarze Fliege summt in dem halbdunklen Raum. „Mindestens fünfhundert Männer im Lager warten noch auf ihre Frauen aus Paris, Jules", sage ich endlich, „das weißt du doch selbst! Die Züge fahren nicht, die Straßen sind verstopft mit abmarschierenden Truppen und Kolonnen . . ."

"Aber viele bekommen doch Briefe, auch von unterwegs. Ich bekomme keine Briefe, nichts. Und du mußt verstehen", fährt er leiser fort, „ich habe dem Kind und der Frau noch etwas zu sagen."

"Wart' noch ein paar Tage, Jules; sie werden schon kommen!" erklärt mich leichthin. Der dicke Brummer summt jetzt gerade über uns an der Decke. Es klingt wie das fette, teuflische Lachen eines zwerghaften Bassisten.

"Höre mich, Doktorle", meint Jules ohne Um-schweife, „du mußt meinem Töchterchen, der Maria, sagen, weshalb Jules gestorben ist . . . laß mich reden, Doktorle, du mußt ihr die Wahrheit sagen, Doktorle, alles Drumherumreden hat keinen Wert . . . du bist mein Freund, siehst du . . . das Kind soll die

Wahrheit wissen, du verstehst, was ich will . . . es ist groß genug, es soll wissen, weshalb sein Vater gestorben ist . . ."

"Aber Jules", suche ich noch immer ihn zu beschwichtigen, „so weit sind wir noch lange nicht."

"Doktorle", meint er jetzt ernst, „du bist ein Doktor, und du bist mein Freund; weshalb willst du Jules beschwindeln? Jedes Wort macht mir's schwerer. Das Kind soll endlich die Wahrheit wissen, ich hab' doch nur das Kind, siehst du . . ."

Pierre ist aufgestanden, er hat die Wasserkaraffe genommen und geht leise aus dem Zimmer. „Siehst du, da schleicht er weg", sagt Jules. „Er ist von der Legion, vom gleichen Bataillon, bei dem mein Philipp stand. Seit drei Wochen frage ich ihn jeden Tag, aber er redet darum herum, sie seien oben in Norwegen auseinandergekommen . . . was schleppt man die Menschen aus Afrika hinauf nach Norwegen zu den Eishbergen, die Reitermenschen und den Philipp aus Tunis bis zum Nordpol . . . sind die Menschen verrückt geworden, verrückte Verbrecher, sind das noch Menschen, die mit dem Gewehr-kolben auf Kinder schlagen? Das muß man erzählen, Doktorle, siehst du, das mußt du meiner Maria erzählen . . . siehst du, ich wollt' das Kind eigentlich verschonen damit, aber nein, man muß es erzählen, man muß die Wahrheit heut auch den Kindern erzählen, sollen sie sich daran verbrennen, daß sie gewarnt sind für lange Zeit, sollen sie spucken lernen auf die Garde mobile, sollen sie den grausamen, herzlosen Schindern in die Fresse hauen . . ."

es gibt viele gute Franzosen, die ihnen dabei helfen werden... nur darf man das nicht wieder vergessen, Doktorle, sonst war alles umsonst. Deshalb sollst du über all das hier schreiben, nicht nur über deinen Jules, nein, die ganze Wahrheit sollst du schreiben, alles so, wie es gewesen ist, aber auch das, was man nicht sofort sehen konnte, das, was wir wollten und was einmal sein kann, die Wahrheit..."

Es ist einfach nicht möglich, seinen Redestrom zu hemmen, sooft ich ihm auch das Glas Wasser mit Eiszückchen an die Lippen halte. Jetzt sinkt er hintenüber. Aber seine Lebensflamme wird immer wieder entfacht von dem Geist der Worte, die noch zu sagen sind: „Doktorle, versprich es mir, der Maria von ihrem Vater zu erzählen, aber auch vom Lager, von dir, von Ernst und Alek, von Bienenschwanz und all den guten Jungens, wie wir gute Freunde geworden sind, und was gute Freunde alles fertigbringen, und was auch dein Jules vielleicht noch hätte fertigbringen können...“ Plötzlich richtet er sich auf und schaut mich an: „Doktorle, weshalb hast du mir altem Ochs damals nicht auf den Kopf gehauen, als man das Kind, die Maria, vor Daladier tanzen ließ, während sein Vater hinter Stacheldraht saß, weshalb hast du mir nicht gesagt: „Jules, du bist ein Idiot! Du bist nicht mehr mein Freund, wenn du meinem Kind nicht die Wahrheit schreibst!?"

„Jules“, sage ich zögernd, „damals wolltest du davon nichts wissen.“

„Ja, alles braucht seine Zeit“, sinniert er, „ich hab' hier über manches nachgedacht, auch daß ich dir sagte: „Laß die Finger von der Politik, Doktorle...“ Aber du kommst immer hinein in die große Mühle, ob du willst oder nicht. Deshalb soll man die Augen aufhalten und die Sache verstehen, deshalb sollst du meiner Maria die Sache erklären, du sollst dem Kind die Wahrheit berichten“, beharrt er eigensinnig, und plötzlich: „Wo ist der Philipp, Doktorle?“

Verflucht, was nützt es, ihm in der Todesstunde noch zu sagen, daß sein Sohn einen sinnlosen Tod dort droben in der Eiszone Norwegens gestorben war? Diese Wahrheit dient zu nichts. „Jules, wie soll ich wissen, wo der Philipp ist, wo wir von der okkupierten Zone völlig abgeschnitten sind.“

„Ich will es dir sagen, wo der Philipp ist“, erklärt er mir, „der Philipp ist tot... ich weiß doch, was der Pierre mir nicht sagt: den Philipp haben sie von Afrika nach Norwegen geschleppt und dort sterben lassen...“

Wir beide schweigen. Die dicke schwarze Fliege tobt jetzt triumphierend um die kleine elektrische Birne. „Der Gott der Fliegen, Ratten, Mäuse...“ repetiert automatisch mein Gedächtnis. Der Teufel hat sich in diesen schwarzen Brummer verwandelt und umschwirrt den sterbenden Jules. Unsinn! Jules fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel. Er liegt still da mit dunkelblauen großen, geweiteten Augen, die zur Decke starren. Sein harter, scharfgeschnittener Kopf könnte ebensogut einem Ritter